

4. Aufhören die andern schlecht zu machen

„Herr, wer darf wohnen in deinem Zelt, wer darf weilen auf deinem heiligen Berg? (...) Der makellos lebt und das Rechte tut; der von Herzen die Wahrheit sagt und mit seiner Zunge nicht verleumdet; der seinem Freund nichts Böses antut und seinen Nächsten nicht schmäht“ (RB Prol 23.25-27; Ps 14,1-3).

Der erste Schritt der Umkehr, den der heilige Benedikt gleich zu Beginn der Regel verlangt, ist der Verzicht auf das Schlechtmachen der andern. Darüber habe ich im diesjährigen Pfingstbrief gesprochen. Ich möchte aber dieses Thema mit euch anhand der Regel vertiefen, denn das ganze Neue Testament und die ganze monastische Tradition betonen mit Nachdruck, dass das die Bedingung ist dafür, dass wir gerettet werden, dass Gott uns verzeiht, dass wir selber Barmherzigkeit erlangen und selber barmherzig wie der Vater werden können.

Dem andern die Schuld zuschieben ist die unmittelbare Folge der ersten Sünde. Allerdings erwähnt die Heilige Schrift zuerst, dass der Mensch sich schämt, weil er nackt ist, (Gen 3,7) und dass er sich vor Gott verbirgt (Gen 3,8). Man könnte aber sagen, dass die erste Sünde nach der Ursünde darin bestand, den andern anzuklagen, um nicht die Verantwortung für die eigene Schuld übernehmen zu müssen. „Die Frau, die du mir beigesellt hast, sie hat mir von dem Baum gegeben und so habe ich gegessen“ (Gen 3,12). „Die Schlange hat mich verführt und so habe ich gegessen“ (Gen 3,13).

Ob unschuldig oder schuldig, von der ersten Sünde bis heute steckt in uns die Tendenz, den andern zu beschuldigen, unschuldig sein zu wollen, indem man dem andern die Schuld gibt. Jesus hat diese Neigung beschrieben im Gleichnis vom Zöllner und Pharisäer, die beide zum Tempel gingen, um zu beten (Lk 18,9-14). Lukas informiert uns auch, für wen Jesus dieses Gleichnis erzählte: „Einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte Jesus dieses Beispiel“ (Lk 18,9). Und das, was der Pharisäer im Gleichnis sagt, illustriert Überheblichkeit: „Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. Ich faste zweimal in der Woche und gebe dem Tempel den zehnten Teil meines ganzen Einkommens“ (Lk 18,11-12).

Dieser Pharisäer ist ein Konzentrat von Stolz und Verachtung. Sein Stolz deckt sich mit der Verachtung. Sein selbstgerechtes Gefühl nährt sich davon, alle andern als nicht gerecht zu betrachten. Er muss die andern verachten, um sich selber achten zu können. Im Grunde genommen ist er ein Mensch, der wenig Selbstachtung hat, wie das oft vorkommt. Das will er zwar nicht zugeben, und weil er für sich keinen Grund für gesunde Selbstachtung findet, muss er ihn in den Mängeln der andern suchen, oder in dem, was seiner Ansicht nach die Mängel der andern sind.

Er braucht auch Gott nicht. Er dankt ihm dafür, besser als die andern zu sein, er bittet ihn aber um nichts. Ihm genügt das, ihm genügt, dass er Gott für die Unterstützung

seines Stolzes brauchen kann. Er geht zum Tempel, er stellt sich ganz vorne hin, aber er bittet um nichts, er braucht Gott nicht. Er schuldet Gott nichts. Er fastet zweimal pro Woche, er zahlt den Zehnten von seinem Besitz: Er ist in Ordnung, er schuldet Gott nichts darüber hinaus, und von Gott erwartet er nichts anderes. Wenn Gott ihn nur besser sein lässt als die andern, genügt ihm das.

Hier müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf einen ernsthaften Aspekt dieses Stolzes lenken, der die andern anklagt und nicht sich selbst, ein Aspekt, den der Stolz uns gar nicht sehen lässt: die Vergötterung. Dieser Pharisäer betreibt eigentlich Götzendienst, da er nicht Gott, sondern sich selbst, sein stolzes Selbstbewusstsein anbetet. Indem er sich für besser, gerechter, ehrlicher, reiner als die andern hält, betet er sich selbst an, ist er sich selbst erfüllte Freude. Er stellt sich zur Schau, stellt sich in die erste Reihe, damit alle ihn bewundern und beneiden können. Damit fordert er die andern sozusagen auf, ihn anzubeten, an seiner Selbstvergötterung teilzunehmen.

Mit diesem Gleichnis zeichnet Jesus eine Karikatur des Pharisäers, damit jeder von uns durch diese groteske Vorstellung herausgefordert wird und sich selbst aufrichtig prüft. Denn diese Tendenz, sich selber anzubeten und zugleich die andern zu verachten, um mehr zu sein als sie, diese Tendenz steckt in uns allen. Waren es nicht gerade die Apostel, die immer wieder und sogar noch während des letzten Abendmahles darum stritten, „wer von ihnen wohl der Grösste sei“? (Lk 22,24) Auch sie und selbst in Anwesenheit Jesu, dessen Passion unmittelbar bevorstand, auch ihnen gelingt es nicht, diese negative Tendenz, mehr als die andern sein zu wollen, sich selbst zu achten, indem sie die andern verachten, zurückzubinden.

Der heilige Benedikt ist sich bewusst, dass die Person, die ins Kloster eintritt, die in einer Gemeinschaft leben will, die ihre Beziehung zu Gott vertiefen will, mit dieser Tendenz rechnen muss, welche die erste Sünde in uns hineingelegt hat. Sie muss daher bereit sein, sich von dieser Tendenz, mehr noch als von anderen negativen Neigungen unseres Herzens, abzuwenden. Deshalb besteht die grosse asketische Arbeit, welche die Regel von uns verlangt, in der gemeinschaftlichen Übung der Demut. Sie soll den Hang zur Verachtung der andern, um sich selbst achten zu können, ausrotten. Es ist sicher kein Zufall, dass in der Benediktsregel die letzte, die zwölfte Stufe der Leiter der Demut im Bild des Zöllners gipfelt, „der die Augen zu Boden senkt“ (RB 7,65) und Gott um Erbarmen bittet: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (Lk 18,13).

Der heilige Benedikt nennt diesen demütigen Menschen „*publicanus ille evangelicus* – der evangelische Zöllner“. Bestimmt nennt er ihn vor allem deshalb so, weil er im Evangelium vorkommt. Vielleicht müssten wir das aber wörtlich nehmen in dem Sinn, dass dieser reumütige und bittende Zöllner, der niemanden anklagt ausser sich selbst, der deshalb von Gott gerechtfertigt wird, eine „evangelische“ Figur ist, die eine „gute Nachricht“ verkörpert, auf besondere Weise die Verkündigung Christi ausdrückt, d.h. Christus selbst, das Wort des Lebens verkündet.

Der Pharisäer ist eine Figur des Todes, der Traurigkeit. Sein Stolz, der alle verachtet, ist kein „Weg des Lebens“ (RB Prol 20), auf dem wir „unter der Führung des Evangeliums“ Christus folgen (Prol 21), bis wir „in seinem Zelt wohnen“ (Prol 22).

Mit diesem Ideal ist der heilige Benedikt ein Erbe der gesamten monastischen Tradition, die mit den Wüstenvätern ihren Anfang nimmt. Für diese Väter ist die Selbstanklage der eigentliche Weg zum Leben, weil er der Weg der Barmherzigkeit, der Barmherzigkeit Gottes mit uns und unter uns ist.

Ein Beispiel: „Vater Poemen sagte: Wir und unsere Brüder, wir sind zwei Bilder: Wenn der Mensch sich selbst anschaut und sieht, wie verächtlich er ist, findet er seinen Bruder lobenswert; wenn er sich aber gut vorkommt, meint er, dass sein Bruder im Vergleich zu ihm schlecht sei“ (Apophthegmata, alphabetische Reihe, Poemen 148).

Deshalb antwortete Poemen einem Bruder, der ihn fragte, wie man immer den Abbas fragte: „Was muss ich tun?“, mit einem Psalmwort: „Es steht geschrieben: *Ja, ich bekenne meine Schuld, bekümmert bin ich meiner Sünde wegen*“ (Ibidem, 153; Ps 37,19).